Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 10 | Bremen-Berlin, den 4. März | 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Arbeiter zur Ernte. Von David Koch. — Von der Religion der alten Römer. III. Von Wilh. Heymann. — Robert Reinick. I. Von Gerhard Freybe. — Die russische Kirche. III. Von G. Schönwald. — Rauchs „Königin Luise". Von D. D. — Vom Büchertisch.

Arbeiter zur Ernte.

Da sprach Er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Drum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. Matth. 9, 37—38.

Die Russen haben einen Schriftsteller, der aus der Hefe des Volkes aufgetaucht ist und zum Sauerteig wurde. Der hat ein Schauspiel geschrieben: Das Nachtasyl. In diesem Raume des Elends drängen und stoßen sich Wellen des Lebens. Ausgeworfene, die das Meer der Gesellschaft ausspie, ringen verzweifelnd nach dem Elemente des Lebens, wie Fische, ans Land geworfen, nach dem Elemente der Flut.

Da taucht ein Pilgrim auf. Wer weiß von wannen er kommt? Wer weiß, wohin er geht?

Die Ernte da drunten im Nachtasyl ist groß. Der Pilger kommt wie ein Arbeiter aus fremdem Land. Aber es ist nur ein Arbeiter. Das ist zu wenig. Seine Stimme der Liebe tröstet ein wenig, wie ein Licht, das dem sinkenden Schiff im Meere auftaucht und verschwindet. Seine Stimme der Liebe verhallt. Es wird wieder Nacht — Nacht.

Wollte Maxim Gorki nicht fragen: Herr, warum sandtest du so wenig Arbeiter in die große Ernte des Nachtasyls in meinem Vaterland, dem heiligen Rußland? — —

Als ich das Stück zum erstenmal in Berlin sah, war mir, als müßte ich aufspringen unter der Schar der literarischen Genießer und müßte rufen, daß es in ihre Seele führe: „In tyrannos! — In tyrannos!"

Maxim Gorki, der „Bittere", hat nun doch so in sein Volk hineingerufen. Ein Arbeiter zur Ernte. — Aber einer ist zu wenig, und den einen hat der Staat in Bande geschlagen und den andern — Tolstoi — hat die Kirche exkommuniziert. Ein Sturm der Empörung ging durch unsere Reihen, vornehmlich im Lande Martin Luthers. Ein Volk, das den größten Arbeiter zur Ernte seit Paulus gehabt hat, fühlt mit dem Volk, das im Todesschatten sitzt, mehr als alle anderen Völker.

Ich lese heute früh, daß Maxim Gorki aus der Haft entlassen sei. Ich glaube den Lügenberichten nicht. Dann lese ich das Evangelium, über das ich morgen meinen Leuten predigen werde. In meinem Studierzimmer ist es still. Werke der christlichen Kunst grüßen mich friedlich.

Draußen ist Schnee. Auf den Schlitten führen sie große, mächtige Tannen, die sie von meinem Hochwald, meinem Freunde, geholt. Die Glocken am Hals der Pferde klingeln! So wird es jetzt in Rußland sein.

Aber da haben sie auf die Schlitten Tote geladen am Tag des Herrn um die Zeit, als Glocken christkatholischer Kirchen läuteten. Tote — wie Tannen, die man fällt droben im Hochwald. — Menschenloos. — Menschenloos.

Und mein Herz bebt mir.

Herr Gott im Himmel! Wo hast du deine Arbeiter? Warum hast du diesem Priester Gapon nicht reinere Hände und nicht den Geist Luthers gegeben? Warum hast du diesen Maxim Gorki nicht gesalbt mit heiligem Märtyrergeist, und warum mußte es sein, daß Leo Tolstoi, dein Prophet, so altersschwach geworden ist, daß sein Atem kurz wurde und er nicht mehr mitkommt, ein Heerrufer im Streite zu sein?

Als Christus der Herr das Elend seines Volkes sah — nicht seine soziale Not, sondern seine Krankheit, — da jammerte ihn des Volks und er wollte ihr Hirte sein und sein Hirtenarm wuchs ins Riesengroße. Aber es war ihm, als könnte er allein die Herde nicht meistern, so groß war die Not, so groß die Ernte.

Und da er auf seine Jünger sieht, wird er noch betrübter. Sie sollen den Herrn der Ernte bitten um neue, weitere Arbeiter!

Sprach da der Gottessohn nicht einen durchaus undogmatischen Gedanken aus, als er andere auffordert, um neue Menschen zur Erntearbeit zu bitten?

Ich möchte fragen: ehrt der Menschensohn nicht seine Brüder, wenn er sie für tüchtig genug hält, sein Werk zu treiben, zu fördern?

Das ist ja wohl eine durchaus antidogmatische Selbsthülfe der Menschen? Wenn sie über die Kraft des Menschensohnes hinaus etwas arbeiten sollen?

Ich glaube nicht. Paulus war eine durchaus religiöse Natur. Er stellte alles unter einen göttlichen Weltplan. Dasselbe war Luther. Das hat ihre Arbeit gesegnet und groß gemacht und Christi Werk weitergebracht.

So ist also nicht jeder Arbeiter tüchtig zur Ernte? Nein. — Auch Maxim Gorki und Leo Tolstoi nicht? — Nein. Das Maß göttlichen Abhängigkeitsgefühles haben sie nicht wie Paulus oder Luther. In jenen lebt Christus nicht, wie in diesen er gelebt hat.

Also ist in Rußland nicht Erntetag? — Ja und nein. Ja nach menschlichem Ermessen; denn die Ernte ist groß, übergroß, überreif scheint es uns, da die faulen Knechte Unkraut und Weizen allzusehr miteinander wachsen ließen.

Arbeiter fehlen auch nicht. Aber der, der den großen Zug in die Ernte bringt, ist noch nicht da. Gapon, der Priester, ist es nicht.

Aber eine religiöse Natur muß es sein. Einer,

in dem der Herr der Ernte selbst Gestalt gewonnen hat, wie in Paulus und Luther.

Du wirst traurig darüber sein?

Denke, Leo Tolstoi scheint auch so etwas zu ahnen. Es ist eine furchtbare Wahrheit! Wer das Schwert nimmt, wird durch das Schwert umkommen. — Es gibt Arbeiter, die müssen es nehmen. Sie halten die Sichel und um ihre Lenden haben sie das Schwert. Aber sie arbeiten nicht so frei und sehen nicht so weit und klar über das glühend heiße Erntefeld hin, wie der, der nur die Sichel in der Hand trägt.

Also — legen wir die Hand in den Schoß und lassen Rußland Rußland sein und das arme schwache Väterchen — Väterchen.

Nein! Nimmermehr! Im Lande Luthers nicht. Wer noch an die Macht des Gebetes glaubt, der bitte den Herrn der Ernte um Arbeiter! — Es ist dasselbe wie in Italien, in Spanien, in gewissem Sinn auch in Frankreich noch, so auch in Rußland — die Religion muß zuerst „evangelisch" werden, dann ist der Erntetag gekommen.

Das hat kein Russe tiefer geahnt, als Leo Tolstoi, als er die „Vereinigung und Übersetzung der vier Evangelien" für sein der Bibel entbehrendes Volk schrieb.

Und ihr, die man euch tot auf Schlitten geladen hat? Und ihr, die ihr im Herzen evangelisch gesinnt seid — ob auch unbewußt und undogmatisch — ihr, die ihr nun wohl zu Tausenden Sibirien, das Land der Schrecken seht, oder als Kanonenfutter vor die japanischen Kanonen kommt? — — — —

„Der Tod ist unsere Ernte, sprecht ihr. — Es war ein Schnitter — der heißt Tod, der hat jetzt Macht vom lieben Gott. Das ist Menschenloos der ‚Arbeiter' auf Rußlands heiligem Mutterboden."

Tröstet — tröstet mein Volk, spricht euer und unser Gott. Redet mit Jerusalem freundlich und prediget ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat! So spricht Jesaia, der große Unbekannte zu uns und unseren russischen Menschenbrüdern.

Im Jammer der Menschheit sah Christus der Herr — Erntezeit. Ist aber Erntetag nicht Freudentag? — Mit Tränen säen und mit Freuden ernten!

Und ein Gleichnis aus meinem schwäbischen Tannenwald laßt mich euch heute noch sagen hinüber nach Rußlands Gauen:

Droben, wo man die Tannen-Riesen gefällt und auf Schlitten geladen hat, dort oben auf der Höhe pflanzt man im Frühling schon wieder junge Tannen. Frei ist der Blick nun geworden und ich schaue ins weite Land durch das friedliche Illertal — und ich erblicke in der Ferne eine „Martinskirche" und eine Stadt, in der der deutsche Bauernkrieg seine Wiege hatte und darüber stehen die Gottesberge — die Alpen von Bayern und Österreich. Wie Gold blitzen die Schneefelder und sie sagen zu mir:

Über uns ist einer, der die Berge und die Erde und die Menschen und die Völker und Erntezeiten gemacht hat, der hat die Sichel in der Hand! Gott mit uns! Amen.

Unterbalzheim a. d. Iller. David Koch.

Von der Religion der alten Römer.

III.

Auch im einzelnen bringt das besprochene Werk eine Fülle von wertvollen Belehrungen und vielfach neuen Aufschlüssen über römisches Religionswesen. Es dürfte sich verlohnen, noch einiges besonders Beachtenswerte daraus hervorzuheben.

Wenn heutigen Tages Betende die Augen schließen, so tun sie es unzweifelhaft in der Absicht, ihren Zustand religiöser Hingabe durch keinerlei Eindrücke von außen her stören zu lassen. Auch bei den Römern verhüllt der Opfernde oder derjenige, der vor der Vornahme einer wichtigen Handlung durch Beobachtung der von den Göttern gesandten Zeichen sich über ihre Zustimmung oder Mißbilligung vergewissert (der Auspizierende), sein Haupt, indem er von rückwärts her die Toga über dasselbe zieht. In gewissem Sinne geschieht auch dies aus dem angegebenen Grunde, indessen nicht mit Rücksicht auf die Bewahrung der inneren Sammlung, sondern weil eine von ihm bemerkte Störung die heilige Handlung unwirksam und eine Wiederholung derselben mit allen umständlichen Einzelheiten erforderlich machen würde. Bedenkt man, daß schon das Pfeifen einer Maus oder unwillkürliche oder falsche Bewegungen der beteiligten Personen genügten, um jene Folge nach sich zu ziehen, so wird man begreifen, wie sich die Gewohnheit herausbilden konnte, nur diejenigen Störungen als solche gelten zu lassen, die der Handelnde bemerkt. Als ein Mittel, das Gewahren solcher unliebsamen Vorkommnisse auszuschließen, erklärt daher, wie mir scheint mit Recht, unser Gewährsmann im Gegensatz zu anderen Gelehrten den Brauch, das Haupt zu verhüllen. Die abweichende Deutung, die beispielsweise Bender in seinen gehaltvollen Betrachtungen über die Religion der Römer*) gibt, daß der Römer sich gescheut habe, die Gottheit zu schauen, mag daneben für sehr alte Zeiten Beachtung verdienen. Aber der von mehreren alten Schriftstellern erwähnte und durch die Opferdarstellungen auf pompejanischen Wandgemälden beglaubigte Umstand, daß das Aussprechen der heiligen Gebetsformeln durch die amtierende Magistratsperson von einem Flötenspieler durch seine Musik begleitet worden sei, damit ja nichts Störendes gehört wurde, bestätigt die erstere Erklärung.

Eine wichtige den Kultus betreffende Frage ist die, ob der älteste römische Gottesdienst blutige Opfer und im besonderen Menschenopfer gekannt habe. Selbst manche der alten Schriftsteller waren geneigt, den ersten Teil der Frage zu verneinen, indessen zeigen schon die im ältesten Festkalender aufgeführten Namen bestimmter Tieropfer das Irrtümliche dieser Annahme.

Anders steht es mit den Menschenopfern. Daß in Zeiten, die weit jenseits aller Geschichte liegen, wie bei vielen anderen Völkern so auch bei den Römern, dieselben einen Bestandteil ihres Opferdienstes ausgemacht haben, braucht gar nicht bezweifelt zu werden. Daß sie noch zur Zeit des Eintritts der Römer in die Geschichte bei diesen üblich gewesen seien, behaupten manche der alten wie der neueren Forscher. Preller meint, daß erst König Numa sie abgeschafft habe. Unter andern Bräuchen, die diese Gelehrten als Erinnerung an jene barbarische Sitte oder als symbolischen Ersatz dafür ansehen, pflegen sie auch die oben erwähnte Einrichtung des ver sacrum anzuführen, bei der an die Stelle der früheren wirklichen Opferung der jungen Mannschaft später die Austreibung getreten sei. Die annehmbarste Erklärung scheint mir immer noch die zu sein, daß jene Aussendung der Jünglinge ein uraltes Verfahren war, durch das man sich gegen Übervölkerung und Nahrungsmangel zu schützen suchte. Die Verbindung mit religiösen Antrieben mag bei den Römern recht wohl später hinzugetreten sein.

Allerdings sind in Rom wenigstens zweimal im dritten Jahrhundert v. Chr. Menschenopfer dargebracht worden, einmal, indem 27 Griechen (Argēi) **) durch Herabstürzen von der alten Holzbrücke (pons sublicius) in den wahrscheinlich (als Ausdruck des göttlichen Zornes) angeschwollenen Tiber getötet wurden, und ein zweites Mal durch das Lebendigbegraben je eines Paares von Galliern und Griechen aus Anlaß eines Krieges mit diesen Nationen. Beide Bräuche wurden alljährlich wiederholt, nur daß man in der Folge statt der Menschen Puppen aus Binsen in den Tiber warf.

*) Rom und römisches Leben im Altertum. Tübingen. 1879. S. 402.

**) Die berſetzung „Griechen" (Argēi = Ἀργεῖοι) ist trotz aller mißglückten Erklärungsversuche als die einzig mögliche anzusehen. Viele bemerkenswerte Aufklärungen über die an diesen Namen sich knüpfenden Festbräuche der Römer gibt Wissowa in der neuen Auflage der Paulyschen Realencyklopädie. Im übrigen bleibt die Argeerfeier, obgleich sich darüber eine ansehnliche Literatur angesammelt hat, im ganzen „ein Kreuz der Altertumsforscher".

Auch für die zweite Art der Menschenopfer scheint in nicht allzulanger Zeit (?) ein stellvertretender Brauch eingetreten zu sein. Es darf aber nicht übersehen werden, daß in beiden Fällen die Anweisung zur Ausführung dieser Sühnehandlung von den sibyllinischen Büchern ausging, dieselbe also nach griechischem Ritus vollzogen wurde. Livius, der über den zweiten Fall berichtet, nennt ausdrücklich diese Art der Kulthandlung ganz unrömisch, und mit ihm bezeichnet ihn der Grieche Plutarch als eine von den Sibyllinen verfügte Neuerung. „Erst" im Jahre 97 v. Chr.*) faßte, wie Plinius in seiner Naturgeschichte berichtet, der Senat den Beschluß, daß kein Mensch mehr geopfert werden sollte, und Cicero (106—43 v. Chr.) hätte (in seiner Rede für Fontejus) nicht mit so großem Abscheu von den Menschenopfern der Gallier sprechen können, wenn sie nicht in seinem Lande und für sein Bewußtsein ganz verschollen gewesen wären. So kann die Angabe des Plinius an einer andern Stelle seines Werkes, daß noch zu seiner Zeit (er starb 79 n. Chr.) das Begraben eines Griechen- oder Gallierpaares unter dem Hersagen magischer Formeln stattgefunden habe, sich nur auf die stellvertretende Handlung beziehen. Nach ihm erwähnt diese Feier als bis auf seine Zeit fortdauernd und die Vollziehung geheimnisvoller und verborgener Bräuche dabei (jährlich im November) Plutarch (im ersten und zweiten Jahrhundert n. Chr.).

Dem altrömischen Ritual spricht unser Verfasser jede Spur eines Hinweises auf Menschenopfer ab. Es war vielmehr ein eigentümlicher Zug der römischen Religion gerade zu Beginn der geschichtlichen Zeit, die Bestrafung von Verfehlungen gegen eine Gottheit eben dieser oder demjenigen, der sich freiwillig zu ihrem Werkzeuge machte, zu überlassen. Dies zeigt sich beim Eidbruch, der als eine Beleidigung der Gottheit ursprünglich außer der zensorischen Rüge und der damit verbundenen Schande keine Ahndung durch die bürgerliche Behörde nach sich zog.

Um von einzelnen bekannteren Göttern Bemerkenswertes mitzuteilen, sei hier Neptun herausgegriffen. Daß er schon dem ältesten Götterkreise der Römer angehörte, beweist die Erwähnung des Festes der Neptunalia im alten Festkalender. Von der italischen Landbevölkerung und in manchen Provinzen des römischen Reiches wurde er noch später nach seiner Gleichsetzung mit dem griechischen Meergott Poseidon als Schützer des feuchten Elements überhaupt verehrt, und in dieser Eigenschaft haben wir wahrscheinlich die früheste ihm zugeschriebene Bedeutung zu erblicken, nicht in der eines Meergottes. Der einzige Brauch, den wir von seinem Feste kennen, ist die Errichtung von Laubhütten, und vielleicht war der Zweck dieser im Hochsommer begangenen Feier, den Gott um Verhinderung des Austrocknens der Quellen und Flüsse zu bitten.

Wie oft redet man noch heute von den „Penaten", ohne sich der ursprünglichen und eigentlichen Bedeutung dieses Namens bewußt zu sein! Von Haus aus bezeichnet er die in der Vorratskammer, im penus wohnenden und waltenden Götter. Sie werden mit den anderen Hausgöttern, den Laren und dem Genius des Hausherrn am Herde verehrt. Aber eine Klasse von vornherein bestimmter individueller Götter hat man sich unter ihnen nicht vorzustellen; ihr Name lautet stets di penates (nicht penates allein), das zweite Wort ist also kein Eigenname, wie z. B. Lares, sondern di penates bedeutet wie di indigetes („alteinheimische Götter") di agrestes („ländliche Götter"), eine Zusammenfassung verschiedener Götter unter einem bestimmten Gesichtspunkte, hier die Schutzgötter der Wirtschaft. An sich kann jeder Gott in den Kreis der Penaten einer Familie eintreten, so zeigen pompejanische Wandmalereien neben den Laren und dem opfernden Genius die Gestalten des Juppiter, der Vesta, der Venus und anderer als eben jene Hausgottheiten.

*) Darnach sind die stellvertretenden Riten denn aber doch nicht so bald an die Stelle der Abschlachtung wirklicher Menschen getreten.

Vielleicht die anziehendsten Mitteilungen, die unser Buch enthält, sind die Aufschlüsse, die es über die Laren gibt. Wissowa hat diesen Gegenstand noch einmal im „Archiv für Religionswissenschaft" (Bd. 7, S. 42 ff.) erschöpfend behandelt, und ich glaube, daß ein eingehenderer Bericht über seine Ausführungen sich durch das große kulturgeschichtliche Interesse rechtfertigt, welches das anschauliche Bild, das er von dem Gesamtverlauf gerade dieses Familienkults zu entwerfen vermag (von der staatlichen Verehrung der Laren kann hier abgesehen werden), beansprucht.

Schon die alten Gelehrten waren bemüht, in den Verrichtungen des Larendienstes einen tiefen, geheimnisvollen Sinn zu entdecken. Aber ihre Versuche, die Laren ebenso wie die Penaten mit auswärts verehrten griechischen Gottheiten in Verbindung zu bringen, scheiterten an der Künstlichkeit der Zusammenstellung und Ausdeutung angeblicher Ähnlichkeiten und fanden geringen Beifall. Besseren Erfolg hatte der Deutungsversuch des Varro, wohl infolge des großen Ansehens, das er als Altertumsforscher genoß. Er betrachtete die Verehrung der Laren als einen ursprünglichen Totenkult und hielt die Laren für nichts anderes, als für die „Manen", die zu Göttern erhobenen abgeschiedenen Seelen. Diese Ansicht stützte sich unter anderem auf die vermeintliche uralte Sitte, die Toten im Hause zu begraben, diesen eben habe ursprünglich der häusliche Larenkult gegolten. Diese Ansicht vertritt von neueren noch Preller: „Das Grab wurde mit Wein besprengt und dem Lar, d. h. dem Geiste des Verklärten ein Opfer von Widdern dargebracht" (Bd. 2, S. 96 der 3. Aufl.) Aber die Verehrung der Laren hat von vorn herein nichts mit den Göttern der Unterwelt zu tun. Schon der Name der Totengöttin Lārenta, Lārunda ist von Lăres, wie die Verschiedenheit der Quantität der Anfangssilbe auf beiden Seiten zeigt, zu trennen. Das Fest der Laren, die Compitalia, war ein Wandelfest, d. h. der Tag seiner Feier wurde alljährlich (durch den Stadt-Prätor) bestimmt, während die Totenfeste ein für allemal durch den Festkalender auf bestimmte Daten festgelegt waren. Dazu trägt die Feier der Compitalia einen ausgelassenen, üppigen Charakter, der mit der Feier eines Festes zu Ehren der Verstorbenen nicht im Einklang gestanden hätte.

Ursprünglich waren die Laren Flurgötter, noch Cicero weist dem Dienste derselben seine Stätte auf dem Landgute im Angesichte des Landhauses (villa) an. Aber sie haben nichts mit dem Gedeihen der Ernte zu tun, nicht agrarische Götter sind sie, sondern lediglich Beschützer des Grundstückes. An den Kreuzwegen (compita), da, wo mehrere Grundstücke zusammentrafen, stand die einfache Kapelle (ebenfalls compitum genannt) mit so viel Eingängen, als dort Einzelgüter zusammenstießen, vor derselben in einiger Entfernung auf jedem Besitztum ein Altar zum Opfern. Zu den Compitalien hatte die Frau des unfreien Gutsvogtes (die vilica) Kapelle und Haustüren mit Kränzen zu schmücken, und der Vogt selbst (vilicus) brachte — ein ihm einzig an diesem Feste zustehendes Vorrecht — dem Lar ein Opfer dar, während seine Gattin das dazu gehörige Gebet sprechen mußte. Das ganze Fest gewährte dem Gesinde überhaupt (der familia) besondere Vergünstigungen, und der Lar kennzeichnet sich damit als der Schutzgott der ganzen Familie mit Einschluß der Sklaven und mit besonderer Beziehung auf letztere. Hätte es sich um ein Totenopfer gehandelt, so wäre die Überlassung der dem Hausherrn obliegenden heiligen Verrichtung an einen Sklaven ganz undenkbar gewesen. Vor dem Herde versammelte sich an langen Tischen das Gesinde zur Mahlzeit, von der, wie das übrigens auch im täglichen Leben der Römer Sitte war, auch der Gott seinen Anteil erhielt, und die beteiligten Anlieger des compitum kamen ebenfalls zu einem Schmause und zu allerlei Lustbarkeiten zusammen. Von der Verehrung des Lar als Beschützer des Grundstücks hat sich der Kult des häuslichen Lar erst abgezweigt, ohne daß der Dienst der ländlichen Gottheit aufgehört hätte. Bis auf Augustus ist

vom Lar familiaris nur in der Einzahl die Rede, als dem Beschützer eines bestimmten Hauses; die Mehrzahl bezeichnet meist die Gesamtzahl der in den verschiedenen Häusern verehrten Laren, doch in ungenauer Ausdrucksweise auch die an einem Herde verehrten Hausgottheiten zusammengenommen.

Schließlich sei hier noch eines Brauches gedacht, den man wieder auf die angeblich vor alters bestehende Sitte der Menschenopferung zurückzuführen und als Ablösung derselben zu deuten versucht hat, während die Erklärung Wissowas ebenso einfach wie einleuchtend erscheint. Nicht die Stelle früherer Menschenopfer vertraten die Puppen, die den Laren an ihrem Feste dargebracht wurden, sondern Mädchen weihten sie beim Austritt aus dem Kindesalter diesen Göttern zusammen mit Bällen und anderem Spielzeug, sowie gewissen Teilen ihrer Kinderkleidung, ebenso wie die Knaben bei Anlegung der Männertoga die während des Kindesalters von ihnen als Amulet am Halse getragene goldene Kapsel (bulla) eben denselben Göttern verehrten.

Bremen. Wilh. Heymann.

Robert Reinick.

Zu seinem hundertsten Geburtstage am 22. Februar 1905.
Von Gerhard Freybe.

I.

Im Jahre 1903 ist ein deutscher Dichter, Julius Mosen, und ein deutscher Maler, Ludwig Richter, aus Anlaß ihrer hundertsten Geburtstage in Deutschland gefeiert, und auch in diesem Blatte ist ihrer gedacht worden, denn ihre Lieder oder ihre Bilder sind ja so eng mit der Seele des christ-deutschen Volkes verwachsen und so allgemein bekannt geworden, daß man über diesen Werken oft die Namen ihrer Urheber nicht weiß. In ihrer Kunst, in ihrer Bedeutung, aber auch in ihrer echt deutschen und ihrer echt frommen Art stehen beide, einer sogar als Freund, dem Manne nahe, dessen Geburtstag am 22. Februar 1905 zum hundertsten Male wiederkehrte. Maler und Dichter in einer Person war Robert Reinick. Über diese Doppelbegabung oder, wie er selbst sich ausdrückt, über diese „gefährliche Nachbarschaft" klagt er selber:

„Ach, was ist das für ein Grausen,
Wenn ein Maler und ein Dichter
Beid' in einer Seele hausen!
Nimmer gibt es schlimm're Wichter."

Wir allerdings möchten urteilen, daß es kein Grausen war, daß in seiner Seele beide Wichter einen so engen Bund geschlossen hatten. Sind doch Künstler einander immer verwandt! Erweckt doch die Herrlichkeit der Natur alle Sinne und alle Regungen zu fröhlichem Aussprechen oder kühnem Nachbilden des Erlebten und Geschauten. In dem kleinen Liede: „Wie ist doch die Erde so schön!" bekennt der Dichter ja selbst:

„Und Sänger und Maler wissen es
Und Kinder und andere Leut'!
Und wer's nicht malt, der singt es,
Und wer's nicht singt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud'!"

Im Schluß von „Malers Wanderlied" schildert er sich selbst:

„So geh' ich lustig durch die Welt,
Wo jeder gern mich sieht;
Und wem mein Malen nicht gefällt,
Den freut mein lustig Lied;
Und wollt ihr eins zur Probe han,
Fang' ich das Lied von vorne an."

In dieser glücklichen Vereinigung beider Talente gleicht er seinem Zeitgenossen August Kopisch, mit dem er auch im Inhalt seiner Lieder vielfache Verwandtschaft zeigt. Freilich hat das Leben mit seiner oft unerbittlichen Notwendigkeit Robert Reinick vielfach gehindert an der vollen Entfaltung seiner künstlerischen Anlagen. Wir alle kennen fast nur den Dichter und kaum den Maler. Aber hätte er auch nur der Dichtermuse gelebt, so würde das schon allein eine Erinnerung an seine Person und seinen Geburtstag rechtfertigen. Vor seinem Geburtshause in Danzig hat der Knabe einst unter einem Kastanienbäumchen gespielt, das heute ein alter Baum geworden ist. So haben auch seine anfangs nur spärlich verbreiteten und wenig bekannten Dichtungen sich weit verzweigt, und ich kenne kein deutsches Schullesebuch, in das nicht wenigstens einige seiner Lieder Eingang gefunden hätten. Auf des Dichters inneren Entwicklungsgang hat besonders seine Großmutter Unselt, Witwe eines in Danzig sehr beliebten und mit Gellert befreundeten Predigers, tief eingewirkt. In des Knaben Briefwechsel mit ihr und aus seinen Tagebüchern treten schon die auch später für Robert besonders charakteristischen Eigenschaften stark hervor: Wahrhaftigkeit, Treue, ernste Selbstprüfung, wie er solche auch gelegentlich seiner Konfirmation Himmelfahrt 1821 anstellte. Da findet er in sich manche Schwäche und Trägheit und bittet Gott um Kraft, dem Beispiel seiner Voreltern treu zu folgen. Der Schluß seiner Niederschrift lautet: „Doch vor allem möge das Bild deines Sohnes, des großen Menschenerlösers, mir vor der Seele schweben. Auf ihn laß mich sehen, ihm folgen, ihn stets lieben! Erhöre mich, Vater, und gib mir deinen Segen zur Besserung." Freilich hatte er auch keine leichte Zeit hinter sich; der Vater hatte als tüchtiger Chef eines großen Tuchgeschäfts und geachteter, mit vielen Ehrenämtern betrauter Bürger zu wenig Sinn für die künstlerischen Neigungen seines Sohnes, die aber um so mehr im Hause eines Bruders seines Vaters und bei einem Landaufenthalte Nahrung fanden. Als achtjähriger Knabe erlebte er die Schrecken und Ängste des Danzigers Bombardements durch die Verbündeten im Jahre 1813, gegen die sich der französische General Rapp wie ein Löwe wehrte; blieb auch Reinicks Familie und Haus von Tod und Feuer verschont, so verlor er doch gleich darauf eine Schwester und die Mutter, 1819 die Großmutter und in seinem Konfirmationsjahre 1821 seinen Vater, dessen Verlust er in einem tiefreligiösen Gedicht beklagte.

Er kam dann mit seinem sechs Jahre jüngeren Bruder Alfred zu dem Konsistorialrat und Geschichtsprofessor Blech, in dessen Hause die Brüder eine zweite Heimat fanden und ein eigenes Zimmer bekamen, dessen künstlerische Ausschmückung und Anordnung sich Robert besonders angelegen sein ließ. In dieser Familie fand er auch reiche Anregung für sein geistiges Leben, er lernte die deutsche Literatur kennen, und sein väterlicher Freund leitete und bildete sein Urteil. Er begann das Theater zu besuchen und sah Gastrollen von Ludwig Devrient, der später sein Freund werden sollte. Er zeichnete Landschaften und Porträts, dichtete Lieder und kleine Spiele zu allen Familienfestlichkeiten. Manches Jugendlied entstand in seiner Gymnasialzeit, in der er auch viel in Versen aus den alten griechischen Schriftstellern übersetzte, von denen ihn Homer und Theokrit besonders anzogen. Bei Lehrern und Schülern sehr beliebt und vielfach bewundert, machte er auch über den Kreis der Schule hinaus sich nützlich, wo es galt, Elend zu lindern, ließ sich auch, trotz seiner schwächlichen Gesundheit, mit 17 Jahren in den Danziger Feuerrettungsverein aufnehmen. Als er das Gymnasium absolviert und 1824 vom Militärdienst wegen allgemeiner Körperschwäche freigegeben war, wählte er die Malerei als Lebensberuf, womit auch seine Familie nach anfänglichen Bedenken, besonders wegen seiner schwachen Augen, schließlich einverstanden war. Nach einer kurzen Erholungsreise nach Königsberg begab er sich nach Berlin in die Akademie von Gottfried Schadow. Hier lernte er außer den reichen Kunstschätzen der Hauptstadt auch manche bedeutende Persönlichkeit kennen, wie den Architekten Schinkel, und schloß Freundschaft mit Ernst Rietschel, dem Kunstschriftsteller Kugler, wurde auch mit dem Dichter Chamisso bekannt, dessen bekanntes Porträt von Reinick herrührt. Ein reges Leben und Streben herrschte in diesem Kreise, dessen Mitglieder sich durch Lob und Tadel in Ernst und Scherz zu eifrigem Schaffen anspornten. Auch körperliche Übungen wurden eifrig betrieben und größere Wanderungen in den Harz und nach Thüringen unternommen, von denen manche Landschaftsstudie und frohe Wanderlieder Kunde geben.

Nachdem sich Reinick für die Historienmalerei entschieden hatte, fand er im Atelier des berühmten Begas Aufnahme. Sein erstes ausgeführtes Gemälde war Hagar in der Wüste. Durch ein heftiges Augenleiden aber in seiner künstlerischen Tätigkeit gehemmt und fast schon entmutigt, fand er bei dem Dürerfest in Nürnberg 1828 nicht nur heilsame Zerstreuung, sondern auch tiefwirkende Anregung. Hier wurde am dreihundertsten Todestage Dürers der Grundstein zu einem Denkmal gelegt und sein Andenken würdig gefeiert. Die jungen Berliner Künstler führten lebende Bilder nach Holzschnitten des alten Meisters auf, und Reinick trug den von ihm in der Redeweise des Hans Sachs gedichteten Text im Kostüm des Nürnberger Meistersängers vor. Im Oktober 1831 begab er sich nach Düsseldorf in die dort neu gegründete Kunstschule von Wilhelm Schadow, wohin ihn auch mehrere Freunde begleiteten. Hier fühlte er sich wohler als in der Riesenstadt Berlin, in der man weit und breit nur künstliche Baumreihen, aber keine Berge und blaue Fernen sah. Als neue Freunde schlossen sich ihm hier u. a. an Immermann, Felix Mendelssohn und Maler Theobald von Oer, aus dessen Feder die kurze Biographie Reinicks zu Anfang seines Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuches geflossen ist.

Im Kreise solcher Freunde wurde mancher fröhliche, heitere Abend im künstlerischen Gewande verlebt; für solche kleinen Festlichkeiten war Reinick mit seinem praktischen Talent, seinem feinen Takt und Geschmack und seinen frischen, nie versiegenden scherzhaften Einfällen unentbehrlich; aber solche frohen Scherze drängten ihn nie aus seiner eigentlichen Arbeit; sie waren nur Erholungsstunden und Quellen zu neuem fröhlichen Schaffen, zu dem Meister Schadow persönlich die älteren Schüler durch Lob, Tadel und eigenes Eingreifen anleitete.

Von Düsseldorf aus unternahm er viele Wanderungen in die schöne bergen- und burgenreiche Rheingegend; solchen Ausflügen und einem durch Krankheit veranlaßten Sommeraufenthalte im schönen Ahrtale entstammen seine „Ahrlieder". In dem 1833 zusammen mit Franz Kugler herausgegebenen „Liederbuch für deutsche Künstler" fanden auch einige Lieder Reinicks Aufnahme. Zwei Jahre später begann er ein Werk: „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde", in dem außer dem Titelbild noch viele Zeichnungen von Reineck waren. Manche der Beiträge seiner Freunde ätzte er selbst oder führte sie mit dem Grabstichel aus. Das Buch erregte besonders wegen seiner Illustrationen viel Aufsehen. Außerdem vollendete er in dieser Zeit sein großes biblisches Bild „Rahel und Jakob am Brunnen"; den Gegenstand dieses (durch die Ahrreise verzögerten) Bildes beschreibt er selbst so:

„Das Bild, das ich daheim so froh begonnen,
Der heil'gen Sage hab' ich es entwandt;
Wie Jakob seine Rahel hat gewonnen,
Im stillen Tal, an eines Wassers Rand.
Schon trinkt die Herde aus dem off'nen Bronnen,
Und Rahel faßt des Knaben liebe Hand;
Dem alten Vater führt sie ihn entgegen,
Der ihn begrüßt mit seinem besten Segen."

Übrigens hatte er schon, wie oben erwähnt, in Berlin in Begas' Schule als erste Arbeit ein biblisches Bild: „Hagar in der Wüste" vollendet. In Düsseldorf begann er auch sein Gemälde: „Der erzählende Pilger".

Seine immer schwächliche Gesundheit und besonders die Gefährdung seiner Augen durch das Ätzen der Kupferplatten verlangte immer gebieterischer eine Ausspannung und womöglich einen längeren Aufenthalt im Süden. So trat Reinick 1838 eine längst erwünschte Reise nach dem Lande aller Künstlersehnsucht, nach Italien, an. Im November langte er in der ewigen Stadt, in Rom, an, wo er seinen Freund Th. von Oer wiederfand; gemeinsam wurden in der Stadt die reichen Kunstschätze betrachtet, Ausflüge in die Campagna zu Skizzen und Zeichnungen unternommen und dabei auch viel Material zu Liedern ihm geboten, dessen Herz dankbar, froh und begeistert all das Herrliche in sich aufnahm. Seine liebenswürdigen Eigenschaften, seine geselligen und künstlerischen Talente machten ihn zu einem überall gern gesehenen, erwünschten Gast, und nach kurzer Zeit wurde er zum Präsidenten des dortigen, gegen 200 Mitglieder zählenden Vereins deutscher Künstler gewählt. Drei Jahre war Reinick im ganzen in Italien, des Winters in Rom, im heißen Sommer in Neapel, im Albaner- oder Sabinergebirge, in Capri oder Sicilien. Im Spätherbst 1841 nötigte zunehmende Kränklichkeit ihn zur Rückkehr. Nach schwermütigem Abschied reiste er über Wien nach Bad Gräfenberg in Schlesien; hier unterzog er sich — freilich ohne guten Erfolg — einer neunmonatlichen anstrengenden Wasserkur. Da begab er sich — nach beinahe sieben Jahre langer Abwesenheit — wieder in seine Heimat, und hier in den Ostseebädern von Zoppot bei Danzig fand er mehr als er gehofft hatte: völlige Genesung und auch Beseitigung des Augenleidens, wenigstens für einige Zeit.

Neu belebt und voll froher Dankbarkeit jubelt er 1842 „Im Vaterland" über das, was ihm dasselbe geschenkt hat; das Lied beginnt:

„Der Lieder Lust ist mir erwacht!
Wer hat mir solchen Lenz gebracht? —
Das Vaterland!
Fern schweift ich in der Welt umher,
Zum schönen Süden übers Meer;
Doch was ich nirgends wiederfand:
Dein Odem war's, o Vaterland!"

und es schließt:

„Ich kehrte heim, ich ward' gesund,
Und freu' mich nun aus Herzensgrund
Im Vaterland.
Gleich wie die Lerche schwingt mein Herz
Sich wieder jubelnd himmelwärts
Und grüßet rings das grüne Land,
Das liebe deutsche Vaterland!"

Mit emsiger Schaffensfreude gab sich Reinick nun wieder seinen vielseitigen Studien hin, malte besonders Porträts und Landschaftsbilder. Marie Berendt, eine seiner kleinen Nichten, denen er einst Märchen hatte erzählen müssen, war zu einer stattlichen 19jährigen Jungfrau herangereift; sie ward nun für alle folgenden Lieder seine Zuhörerin, 1843 vermählte er sich mit ihr. Zum dauernden Wohnsitz wählte Reinick schließlich Dresden; diese Stadt wurde nun seine neue Heimat mit dem traulichen Heim, dem stillen Liebesglück und einem schönen Freundeskreise. Robert Reinicks Ehe blieb zwar kinderlos, aber in herzlicher Treue und Fürsorge blieben sich die Gatten stets verbunden. Sein Haus war geschmückt mit Bildern und vielen Erinnerungen aus Italien; seinen Freundeskreis zierten so edle und berühmte Männer wie Albrecht Rietschel, der Musiker Robert Schumann, die Dichter Berthold Auerbach, Eduard Devrient, endlich auch der Maler des deutschen Hauses Ludwig Richter. Freilich auch hier noch bedrängte der Maler oft den Dichter und umgekehrt, und unter diesem oft so heftigen Kampf beider so beneidenswerten Talente litt nicht nur oft der Fortschritt seiner Arbeiten, sondern auch der Künstler selber. Still und friedlich verlebte er hier die letzten Jahre seines Lebens, in denen er seinen Freunden viel Anregung verdankte. Mit ihrer Hülfe kam ein ähnliches Werk zu stande, wie einst die Düsseldorfer „Lieder und Bilder", nämlich sein „ABC-Buch für kleine und große Kinder". Oft ersann er zu Gemälden oder Zeichnungen seiner Freunde den passenden Text, ein Lied oder ein Märchen.

Die russische Kirche.

Von G. Schönwald.

III.

5. Der Kultus der russischen Kirche.

Durch die Darstellung der Mysterien sind die kultischen Einrichtungen der orthodoxen Kirche noch längst nicht erschöpft. Es kommen verschiedene Momente aus der kirchlichen Praxis in Betracht, die institutioneller Art sind und zur Ver-

vollständigung des Bildes jener Kirche gehören: die Feste, die Heiligen, deren Reliquien und Bilder, die Fasten, die heiligen Bücher, die Anordnung der Liturgie, die Bauart der Kirchen.

Die orthodoxe Kirche hat mit der römischen und protestantischen die Hauptfeste: Weihnachten, Charfreitag, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten gemeinsam. Auch die Zeit dieser Feste wird im ganzen nach den gleichen Prinzipien bestimmt, wobei allerdings manche Differenzen bleiben, die die Verschiedenheit des Kalenders bedingt. Vor Ostern fällt die 40tägige größte und heiligste Fastenzeit. Anstatt des Advents wird auch Weihnachten durch solche Fastenzeit eingeleitet. Trinitatis fehlt; dafür feiert man an dem betreffenden Sonntag das „Fest aller Heiligen". Der im Abendlande zurücktretende Epiphanientag genießt in Rußland hohe Schätzung als „Fest der Wasserweihe". Das entspricht der Tatsache, daß er in der alten Kirche der Haupttauftag der Gemeinde gewesen ist. Viele Heiligenfeste hat die anatolische Kirche mit der römischen gemeinsam. Die Zahl der Heiligen ist allerdings so groß, daß nicht für jeden ein besonderer Festtag bleibt. Man feiert deshalb mehrere an einem Termin zugleich, zumal man ihren Todestag als den „Tag ihrer Geburt für den Himmel" festlich zu begehen pflegt. Während es die römische Kirche unstatthaft findet, an einem Herrenfest eines Kalenderheiligen zu gedenken, ist es in der anatolischen möglich, daß ein Heiligentag mit einem Herrentag zusammentrifft.

Der Heiligenkultus ist in der griechisch-russischen Kirche außerordentlich ausgebreitet. Nicht jeder kennt sämtliche Heiligen, aber jeder verehrt einen oder einige von ihnen als besondere Schutzpatrone. Kein Haus, in welchem nicht irgend ein Raum, eine Ecke für die „Bilder" reserviert wäre. Man betet zu ihnen, indem man ihre Hülfe und Fürsprache bei Reisen, besonderen Geschäften und Lebensveränderungen erfleht. Sie gelten als Hausgenossen. Sie wohnen im Himmel und doch zugleich auf Erden, wo ihre Bilder sind. Jede Kirche hat mehr oder weniger kostbare Heiligenbilder. Man macht ihnen Stiftungen, zündet ihnen Kerzen an und verehrt sie durch Fußfall und Kuß, hält aber darauf, daß sie nicht als Götter betrachtet werden, Gott gebührt die Anbetung, ihnen nur die Verehrung. Wenn der morgenländische Christ von Heiligen spricht, so empfindet er unmittelbar Scheu, Furcht, aber zugleich auch die Hoffnung, etwas zu sehen und zu erleben, was über das Gewöhnliche hinausgeht. Wo man die Heiligen ehrt, da gewinnt man selbst Anteil am Himmlischen. Jeder der Heiligen hat individuell besondere Kräfte. Der Eine wirkt diese, der Andere jene Wunder. Der Eine gewährt Offenbarungen, ein Anderer Heilung, ein Dritter Hülfe bei jedem Werk. Die Heiligen gehören mit den Engeln zusammen; beide sind Mittler Gottes. Sie rekrutieren sich möglichst auch aus der irdischen Hierarchie. Jeder Geweihte, also jeder Kleriker, ist zunächst ein „heiliger Mann", weil er heiliges Gewand hat und mit „dem Heiligen" umgeht. Ob er als Person heilig ist, muß sich zeigen, es ist für ihn aber leichter, es zu werden, als für das Volk, schon weil er so viele Mysterien „vollzieht". Der Russe hofft stets, daß ihm in irgend einem hohen Geistlichen oder dem und jenem Mönch ein wirklicher Heiliger geschenkt sei.

In besonderer Übung ist in der morgenländischen Kirche der Kultus der Maria. Die Vorzüge der „Mutter Gottes" entbehren zwar der raffinierten Erwägungen der abendländisch-jesuitischen Scholastik, auch fehlen gewisse Spezialitäten ihrer Verehrung, wie die Rosenkranzandachten, aber der Mariendienst ist darum nicht weniger einflußreich als in der römischen Kirche. Durch das Mönchtum vor allem gewinnt die Marienverehrung eine besondere Höhe. Maria, „die Panagia", die „Gottgebärerin", ist als unbefleckte Jungfrau die Patronin aller Asketen. Die Vorstellung ihrer leiblichen Himmelfahrt fehlt in der anatolischen Kirche, wenigstens ist sie nicht lehrhaft eingeführt. Ihr Leib ist nach der populären Anschauung nur ins Paradies aufgenommen.

Der Reliquienkult blüht in gleicher Weise wie in der römischen Kirche. Auch dort einst Reliquienentdeckungen und -verteilungen, Reliquienhandel und -fälschungen. Ein Unterschied gegenüber Rom besteht darin, daß man die Zerteilung der Leiber gestattet. Jedes Teilchen gilt als gleichwertig mit dem ganzen Leibe. Das Wallfahrten ist im Morgenlande sehr beliebt. Man pilgert nach den heiligen Orten in Palästina. Besondere Wallfahrtsziele sind die Klöster des Athosberges und das Höhlenkloster zu Kiew mit seinen zahlreichen unverwesten höchst wundertätigen Märtyrerleichen.

Was die Bilder betrifft, so ist für die anatolische Kirche charakteristisch, daß sie seit dem großen Bilderstreit die Statuen und überhaupt jede Plastik verschmäht. Wohl kennt sie das Kreuz, aber nicht das Krucifix. In jeder Kirche muß ein Kreuz ohne den Leichnam des Herrn auf dem Altar liegen, jedoch nicht stehen. Man wird in der Verpönung aller Statuen eine Abgrenzung der christlich-kirchlichen gegen die antik-religiöse (heidnische) Kunst erblicken müssen. Von bildlichen Darstellungen sind nur Gemälde, Reliefplatten und Mosaik gestattet. Die Gewänder auf den Gemälden dürfen aus Stoff hergestellt sein. Ihre mäßigen künstlerischen Bedürfnisse befriedigt die anatolische Kirche überhaupt mehr durch die Architektur und die Musik als durch die bildende Kunst. Auch beim Ritual kann man von künstlerischen Gestaltungstrieben sprechen, indem in der Anwendung neuer symbolischer Akte, durch die man den Kultus zu steigern sucht, ein gewisses Schönheitsinteresse, wenngleich in untergeordneter Weise, mitwirkt. Allerdings hat jeder gottesdienstliche Akt sein bestimmt vorgezeichnetes Schema, aber Modifikation der Form ist erlaubt. Auch die Gegenstände der bildlichen Darstellungen haben ein gewisses festes Schema. Seit dem Bilderstreit dürfen nur die „authentischen" Bilder verehrt werden, so daß bestimmte Typen für Christus, die Jungfrau, die Heiligen, die Malkunst absolut beherrschen. Der anatolische Christ wünscht „Ähnlichkeit" des Bildes mit der Gestalt der in seiner Phantasie lebenden Person. Gilt doch dieses Bild soviel wie die Person selbst. Der betreffende Ortsheilige ist da „gegenwärtig", wo immer das Bild sich befindet. Dieses ist ein Heiligtum, ein heiliges Geheimnis; es hat wunderbare Eigenschaften. Alle Ehre, die man ihm widmet, empfindet auch die heilige Person. Symbol und Wirklichkeit gehen da in wunderlichster Weise ineinander über.

Die Fastenzeiten, die viermal im Jahre 40tägig gehalten werden: vor Ostern, nach Pfingsten, nach dem 1. August und vor Weihnachten, sind ein wichtiges Element des griechischen Kirchentums. Man empfindet das Fasten einmal als „Entsagung", durch die man über die Menschheitssünde und das dem Heiland angetane Leid trauert, und ferner als Erhebung des Geistes über die Weltlust, als „Reinigung". Der tüchtige Faster führt gleich den Ehelosen das Leben der Engel, beweist sein überirdisch-heiliges Wesen. Nur am Sonntag fastet der griechische Christ nicht. Man unterscheidet Xerophagie, d. h. Genuß von bloß „trocknen" Speisen (Brot, Salz, Gemüse ohne Fett) in der großen Fastenzeit vor Ostern, und Monophagie, der Brauch, des Tages nur eine Mahlzeit (Milch, Butter, Käse, Öl, Eier) einzunehmen. Das Fleisch ist in allen Fastenzeiten streng verboten.

Die liturgischen „heiligen" Bücher der orthodoxen Kirche sind sehr zahlreich. Sie enthalten Verzeichnisse der Feiern des ganzen Kirchenjahres, liturgische Formulare der Gottesdienste, der Eucharistie und anderer Mysterien, nebst den dazu gehörigen verschiedenen Gebeten und Hymnen, offizielle Predigtsammlungen und die Breviere für Priester und Mönche, sowie den Psalter. Letzterer ist das einzige biblische Buch, das neben den Evangelien und Apostelbriefen, die stückweise verlesen werden, vollständig in den kultischen Brauch aufgenommen ist.

Die Liturgie, die große „Messe", stellt sich als ein überaus kompliziertes Handeln der Priester dar. Es ist eine Art Kultusdrama, in welchem der Klerus wie auf einer Bühne ebenso oft Christus und sein Tun darstellt, als er in Wort, Geberde und Handlung auf ihn hinweist, während

die Gemeinde in der Hauptsache lediglich Zuschauerin ist, und sogar die Gesänge sämtlich einem geschulten Chor überlassen bleiben. Die Liturgie zerfällt in drei große Hauptteile: die Zurüstung, die Messe der Katechumenen, die Messe der Gläubigen. Es wechseln dabei Begrüßungen und Segnungen zwischen Priester und Diakon, Begrüßungen der Bilder, Anlegung der heiligen Gewänder, Segnung der heiligen Geräte, Gebete und Gesänge, Räucherungen und Küsse, Umzüge um den Altar. In den zweiten Hauptteil fällt die eigentliche ebenso umständliche wie eigenartige Herrichtung der Elemente des Abendmahls. Fünf flache, tellergroße, wirkliche Brote, die in verschiedene Felder eingeteilt sind, werden in feierlicher Weise zerstückelt. Ein solches Feld wird heraus gelöst und als Lamm „geschlachtet“. Der Priester tötet es, sticht es mit der heiligen Lanze in die rechte Seite u. s. f. Die einzelnen Stücke werden der Jungfrau, Christus, den Märtyrern, Propheten und Aposteln geweiht. Der dritte Teil umfaßt die eigentliche Kommunion, die erst die Priester unter erneuten umständlichen Zeremonien auf den Ruf „das Heilige den Heiligen“ hinter verschlossenen Türen — der Herr liegt ja im Grabe — feiern, worauf das Volk das Abendmahl empfängt, indem jedem in einem Löffel Brot und Wein zugleich gereicht wird. Die Wirkung der Kommunion ist dem orthodoxen Christen zu einem guten Teil durchaus naturalistisch-sinnlich. Die Wiedergeburt des Menschen ist ihm zwar ein geistiger Prozeß, aber es gehen doch zugleich unbegreifliche göttliche Naturgewalten von dem „verwandelten“ Brote und Weine aus. Gott und Christus lassen sich hernieder in den Menschen und offenbaren ihm ihre Herrlichkeit, wo immer die Liturgie richtig gefeiert wird.

Wie das abendländisch-römische Kirchengebäude aus der Halle, so ist das anatolisch-byzantinische aus dem Rundbau hervorgewachsen. Aus der Rotunde ward ein Achteck und schließlich ein mit einer großen und mehreren kleinen zwiebelförmigen Kuppeln geziertes Quadrat. Der innere Kirchenraum zerfällt in drei Teile: die Vorhalle, als der Aufenthaltsort der Katechumenen, der Büßenden, der Fremden und Heiden, das Schiff, auch Tempel genannt, als Versammlungsort der Gemeinde und endlich der Altarraum, durch die sogenannte Bilderwand mit ihren drei breiten Türen von den anderen Räumen geschieden, für den Klerus und die Sänger bestimmt. Die hinter dieser Wand auch bei weit geöffneten Türen vollzogenen priesterlichen Handlungen erhalten durch die halbe oder ganze Unsichtbarkeit in besonderem Maße die Form mysteriöser Verrichtungen.

6. Das Dogma der griechisch-russischen Kirche.

In der orthodoxen Kirche ist das Verhältnis von Dogma, Verfassung, Kultus und Frömmigkeit ein anderes, als im römischen Katholizismus und im Protestantismus. Die römische Kirche ist zuvörderst Subordination fordernde Lehrautorität, und im Protestantismus steht ebenfalls immer noch die Lehre, das, was zu glauben ist, im Vordergrunde. Auch die griechische Kirche hält etwas auf ihr Dogma, sie legt sogar besonderen Wert darauf, die allein rechtgläubige, die „orthodoxe“, im Gegensatz zu allen anderen zu sein, aber trotzdem ist ihr das Christentum hauptsächlich Kultus und Kirchensitte, die eine zähe Tradition konserviert. Der Glaube an die Kirche als der Inhaberin der rechten Lehre ist dem anatolischen Christen selbstverständliche Voraussetzung. Hauptinhalt dieses Glaubens ist die Überzeugung von der auf göttlicher Ordnung ruhenden Dignität und Heiligungskraft ihres Kultus, speziell ihrer Mysterien. Den alten dogmatischen Lehren des Christentums, auf denen diese Mysterien beruhen, beispielsweise dem Dogma der Menschwerdung Christi, steht der orthodoxe Christ anders gegenüber als etwa ein Lutheraner des 17. Jahrhunderts oder der römische Katholik. Seine Stellung ist da nicht denkendes sich Bemühen um die Sache zum Zwecke der gläubigen Aneignung jenes Dogmas, auch nicht schweigendes sich Beugen mit Zuhülfenahme des sacrificium intellectus unter die Lehrautorität der Kirche, sondern mehr eine ehrfurchtsvolle Anerkennung des Geheimnisvollen gegenüber jenem Lehrstück, als eben dem Mysterium, auf welchem die kirchlichen Mysterien, die Sakramente, beruhen.

In der griechischen Kirche gibt es eine ganze Reihe lehrhafter Dokumente aus ihrer Geschichte: confessio Genadii, confessio orthodoxa des Petrus Mogilas, die confessio des Metrophanes Critopulos, die des Dositheus u. a. Ein eigentliches Symbol, ein Bekenntnis oder normative Lehrschrift ist keins dieser Stücke. Im grunde hat die orthodoxe Kirche nur ein Symbol: das Nicäno-Constantinopolitanum als das Wahrzeichen der Orthodoxie, Parole für den Katechumenenunterricht und „allerheiligstes“ Kultusstück. Jenes im Stile unseres Apostolikums eine Summe von Sätzen über die Götterdreiheit Gott-Vater, Gott-Sohn und Gott-Heiliger Geist aneinanderreihende Glaubensbekenntnis ist seit dem Konzil zu Chalcedon (451) allmählig zur Alleinherrschaft über eine große Fülle von Lesarten der alten Tauffsymbole gelangt und seit der Zeit Justinians unter staatlichem Druck an Stelle des vorher üblichen Nicänums getreten.

Die primäre Lehrnorm ist auch für die orthodoxe Kirche die Offenbarung. Sie ist gegeben in den „Aposteln und Propheten“, d. h. dem Alten und Neuen Testament (ohne die Apokryphen). Die griechische Kirche legt wie die römische besonderen Wert auf die „Tradition“. Dieselbe ist fixiert durch die sogenannten sieben ökumenischen Synoden, die mit ihren Festsetzungen aus den ersten acht Jahrhunderten des Christentums der orthodoxen Kirche ihre Basis gegeben haben. Diese Vergangenheit ist der Stolz der griechischen Kirche. Sie ist ja in ihrer eigenen Schätzung die alte Kirche, die Kirche, denn sie setzt die Kirche des achten Jahrhunderts konstant fort, ohne je einen Bruch mit der nächsten Vergangenheit wie der Protestantismus oder eine so neuerungsreiche Entwicklung, wie der römische Katholizismus durchgemacht zu haben. Sie ist freilich auf diese Weise an das, was seit Jahrhunderten in ihr geworden ist, gebunden. Eine Weiterbildung ihrer Lehranschauungen ist vollständig ausgeschlossen.

Was die Einzelheiten der griechisch-orthodoxen Kirchenlehre betrifft, so sind die Unterschiede gegenüber den römischen Lehren geringfügig. Als Besonderheit ist das Fehlen des römischen Fegefeuers zu erwähnen. Den Hauptlehrunterschied gegenüber Rom erkennen die Theologen in dem »filioque«, d. h. in der lebhaften Abweisung der römischen Anschauung, daß der Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe. Das bei weitem wichtigste Dogma ist das der Menschwerdung. Die von der dritten bis sechsten ökumenischen Synode festgesetzten minutiösen Definitionen und Stichworte über Christus: „vollkommener Gott und Mensch“, „göttliche und menschliche Natur“, „göttlicher und menschlicher Wille“, „Ununterschiedenheit, Ungeschiedenheit, Ungeteiltheit, Ungetrenntheit von Gott“ usw. bestehen heute noch voll zu Recht. Wenn eine der wichtigsten Lehren Roms, die über den „Begriff“ der Kirche, also die über das eigene Wesen ist, so gibt es auf orthodoxem Gebiet keine irgend welchen Normen entnommene Lehre vom Wesen der Kirche. Sie ist einfach die „apostolische“, weil sie auf apostolischer Grundlage ruht, die „eine“, weil sie ein Haupt hat und ein Geist in ihr wirkt, die „heilige“, weil ihre Glieder geheiligt werden durch die rechte Lehre, durch Christi Blut und die von ihm eingesetzten Mysterien. Sie ist endlich die „katholische“, die allgemeine, weil sie die ganze bewohnte Erde umfassen soll.

Rauchs „Königin Luise“.

Die Anekdoten, die eben vom verewigten Menzel erzählt werden, erinnern mich an einen andern Künstler und an ein Laienurteil über dessen „Königin Luise“, das wohl auch erzählt zu werden verdient. Es war gegen Ende der siebziger Jahre, als ich im Omnibus — genauer auf dem Omnibus — mit vielen Fahrgästen von Berlin nach Charlottenburg fuhr. In meiner Nähe unterhielten sich

zwei Handwerker über die Sehenswürdigkeiten der Residenz; der eine, ein Schlossermeister aus Ostpreußen, fragend und der andere, Berliner, ihn belehrend. Dies in Kürze ihr Gespräch:

„Ob's auch in Charlottenburg 'was zu sehen gibt, was den Weg dahin lohnt?"

Allerdings.

„Aber was denn?"

Da gehen Sie ins Mausoleum und sehen sich die Königin Luise an, die ein großer Künstler (den Namen nannte er nicht) in Mamor ausgehauen hat.

„Ist die so schön?"

Ja, schön . . wenn's weiter nichts wäre! Sehen Sie, Landsmann, ich weiß nicht, ob Sie Religion haben oder nicht, und das geht mich auch nichts an. Jeder auf seine Fasson, wie der alte Fritz einmal gesagt hat. Aber das sage ich: wenn Sie auch gar keine Religion mehr haben und Sie stehen ein paar Minuten am Denkmal der Königin Luise, dann — glauben Sie wieder an Gott. D. D.

Vom Büchertisch.

Der Mensch als Gottes Ideal. Der ehemalige Jude, nunmehr protestantische Theologe Bernstein, sendet uns seine populär-philosophischen Vorträge über die Unsterblichkeit der Seele (Mülheim 1905, Scholten, 3 *M.*) zu, welche er unter dem Titel: Der Mensch als Gottes Ideal hat erscheinen lassen. Er versucht, aus dem Gottesbegriff und aus dem Wesen der Materie selbst die Existenz einer von Gott erschaffenen Seele zu erweisen, um dann zum Erweis ihrer Unsterblichkeit vorzudringen. Die Vorträge verraten ausgedehnte philosophische Kenntnisse und ein heißes Bemühen um diejenigen Menschen, welche an die Unsterblichkeit ihrer Seele glauben wollen, aber nicht glauben können. Der Verfasser hat sich zur Drucklegung dieser Vorträge genötigt gesehen, um vor der Öffentlichkeit seinen Befähigungsnachweis zu erbringen. Er legt der Schrift einen Abriß seiner Lebensgeschichte und eine aktenmäßige Darlegung der traurigen Erlebnisse bei, welche der Konvertit mit dem protestantischen Landeskirchentum Deutschlands gemacht hat. Es ist wahrhaftig ein beschämendes Blatt aus der modernen Kirchengeschichte, daß ein Mann, der von angesehenen Theologieprofessoren das Zeugnis der Reife erhält, wegen bureaukratischer Bedenken um jede feste Anstellung gebracht wird. Wir kennen den Verfasser persönlich nicht, haben aber über ihn nichts Ungünstiges erfahren, was auch nur den Schein des Rechts für die Behandlung abgeben könnte, die ihm widerfahren ist. Wenn er in seiner persönlichen Verteidigungsschrift da und dort bitter und geschmacklos redet, so trägt daran die unglaubliche Verschleppungstaktik schuld, mit welcher das Schicksal eines Menschen hier von einer Behörde zur andern geschoben wird, so daß doch schließlich niemand der eigentlich Verantwortliche sein will. Welche Verbitterung muß im Herzen eines Menschen Platz greifen, der den Glauben wechselt, um bei seinen Glaubensgenossen sein Brot nicht ordentlich verdienen zu können! Wie gesagt, wir haben keinen persönlichen Eindruck von Bernstein. Daß er aber, verglichen mit anderen protestantischen Pfarrern, ein Amt mit demselben Recht verdient, ist uns eine selbstverständliche Tatsache. Ob wohl der Landtag nicht ein kräftig Wörtlein reden könnte? Traub.

„Die Flüchtlinge." Eine Geschichte von der Landstraße von Wilhelm Speck. Fr. Wilh. Grunow, Leipzig 1894, und **„Zwei Seelen"**, Erzählung von dem gleichen Verfasser, 1904 im gleichen Verlage erschienen.

Aus seiner Heimat erzählt uns in den beiden genannten Geschichten Wilhelm Speck. Er versteht zu erzählen, versteht wie Frenssen lebenswahre Bilder aus seiner Gemeinde vor unsere Seele zu zaubern, trotz der Schwierigkeiten, die die Einsamkeit seiner Heimat, die eigenartige Zusammensetzung seiner Gemeinde mit sich bringt. Wilhelm Speck ist Gefängnisgeistlicher und die Heimat seiner Gemeindeglieder die weißgetünchte Gefängniszelle. Hier hat er sie alle kennen gelernt, die uns in „den Flüchtlingen" auf der Landstraße begegnen, das wandernde, heimatlose Volk der Landstreicher, die als abgesagte Feinde redlicher Arbeit vom Bettel und noch Schlimmerm leben. Hier hat er auch die Geschichte der Flüchtlinge Franz und Lucie erfahren, die lange, traurige Geschichte ihrer Liebe und ihrer Schuld. Es sind zwei gute Menschen, gute Kinder trefflicher Eltern. Das Tragische in ihrem Leben ist ihre Liebe. Kindesliebe läßt Lucie auf kurze Zeit das Treuversprechen vergessen und sich einem anderen anverloben, der den Eltern zur Seite gestanden, sehnende Liebe nach dem Mädchen macht Franz zum Deserteur. Beiden fehlt die innere sittliche Kraft, die Strafe auf sich zu nehmen. Sie, die reinstes Heimatglück gekannt, werden heimatlose Menschen, werden irrende Flüchtlinge, die an sich das ganze Elend der Landstraße erfahren, denen der Verkehr mit Menschen, abgestumpft, ja abgestorben für alles Gute, Ekel einflößt; denn sie haben beide feine zarte Gewissen, vor denen auch Gedankensünden nicht bestehen können. Das Büchlein zeugt von großem Erzählertalent, von scharfer Beobachtungsgabe, von herzlicher Anteilnahme an dem traurigen, wechselvollen Lose solcher, die durch menschliche Schwachheit in Sünde und Schuld gefallen, Glieder seiner (des Verfassers) Gemeinde geworden sind; in der nicht immer göttliche Traurigkeit Menschenseelen neuschafft und veredelt, wie es bei Franz der Fall. Fein charakterisiert sind die beiden Flüchtlinge, realistisch geschildert dieser oder jener Landstreicher. Etwas zu lange scheint mir der Verfasser, den ich durch das Lesen seiner beiden Erzählungen liebgewonnen habe, auf den ich als Kollege stolz bin, bei der Schilderung des Lebens und Treibens in der Vagabondenherberge zu verweilen. Freilich, auch das hat einen guten Sinn und ernsten Zweck. Denn nur, wer das Elend dieser Elenden, von Sünde in Sünde fallenden kennt, wird als sittlich-religiöse Persönlichkeit mithelfen, dem Elende zu steuern. Das ist offenbar der Zweck des Autors. Es sind zum Teil düstere Stimmungsbilder, daneben aber fehlt es nicht an lichten freundlichen Farben. Die Hochherzigkeit und sittliche Kraft von Franzens Mutter, der Friede und das Glück einer trotz widerlicher Verhältnisse zufriedenen, in Gott gefestigten Familie, wie sie im Elternhause Lucies auch das Schwerste trägt, berühren überaus wohltuend und erhöhen das Mitgefühl für die Flüchtlinge. Schöne, wahre, der Wirklichkeit abgelauschte Naturbilder führen in Wald und Feld. Aus allem aber spricht tief sittlicher Ernst.

Dasselbe gilt von der zweiten, größeren Erzählung von Wilhelm Speck: „Zwei Seelen." Hier hat es sich der Verfasser bedeutend schwerer gemacht. In der Gefängniszelle schreibt Heinrich seine Lebensgeschichte, der man als Motto das alte Pauluswort voranschicken könnte: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht, das Böse aber, das ich nicht will, das tue ich." Die Schwierigkeit, die sich Wilhelm Speck durch die Anlage seiner Geschichte selbst geschaffen, liegt in der „Icherzählung". Das ist eine Kunst, die nicht jeder versteht, die, wenn nicht von geschickter Hand geübt, leicht ermüdet. Der Verfasser versteht sich auf diese Kunst. Und die zweite, selbst bereitete Schwierigkeit: Die Abgeschlossenheit des Lebens, das Heinrich jetzt lebt. Wir wissen von der ersten Zeile an, der da über den duftenden, grünenden Lindenkronen, die er kaum sieht, und unter dem blauenden Himmel, der kaum einen verstohlenen Sonnenstrahl durch die vergitterten Fenster senden kann, sitzt und schreibt, hat nichts mehr von dem Leben draußen zu erwarten. Ist es da möglich, das Interesse wach zu erhalten? Doch! Die Feinheit der Seelenschilderung, die Schönheit der Sprache und die Klarheit des Stiles fesseln und lassen uns nicht los bis zum Ende. Ein feingebildeter und feinbeobachtender Psychologe ergeht sich in tiefen Reflexionen über das schwierige Problem der zwei Seelen, die in jedem Menschen wohnen. Das entspricht freilich nicht der schlichten, einfachen Anlage der Geschichte, die von einem doch ungebildeten, in den Niederungen des Lebens aufgewachsenen Menschen, der in einem verfehlten Leben schließlich zum Verbrecher geworden, geschrieben sein will. Und doch wirkt es nicht unnatürlich, des Verfassers Meisterschaft im Erzählen läßt uns das Unwahrscheinliche vergessen. Lebendig wird es in der einsamen Gefängniszelle, man hört glockenhelles Lachen froher Kindesunschuld, schaut durch tränenschimmernde Augen in eine von Schmerz und Kummer zerrissene Seele, wird von tiefem Mitleid ergriffen zu diesem innerlich haltlosen Menschen, der dem Fluch der bösen Tat nicht zu entrinnen vermag, der in schlechte Gesellschaft geraten, die sittliche Kraft nicht besitzt, sich loszureißen. Auch in dieser Erzählung scheint mir der Verfasser zu lange in den Niederungen des Lebens zu verweilen, sich zu lange mit der Milieuschilderung der Verkommenheit, wenn ich so sagen soll, aufzuhalten, die den Leichthinlesenden an Kriminalromane erinnern könnte. Ich sage nur, „erinnern könnte", denn wir empfinden seine Worte als eine Appellation an unser Gewissen, an das Gewissen des öffentlichen, des sozialen und staatlichen Lebens, das oft Schuld trägt am Unglück dieser Unglücklichen. Wir sehen in Lebensverhältnisse von Menschen hinein, die mit und unter uns leben, von denen wir keine Ahnung haben. Heiliger Ernst weht uns immer entgegen, läßt uns erkennen, daß der Schuldbeladene, auch wenn von seiner Schuld niemand etwas weiß, nie wahrhaftes Glück genießen kann, ehe er sich selbst überwindend für die Schuld büßt. Heinrich hat seinen Gott wiedergefunden, da wußte er, wie er sich zu verhalten hatte. Er ist zum Reinhold geworden. So schwer es ihm fällt, von dem gefundenen lichten Glücke sich loszureißen, er tut es doch „Und aufsehend zu dem Kreuz, dessen Schatten in der Dunkelheit aufragte und darüber hinausschauend nach dem hin, der einst an einem Kreuze gestorben war, sagte ich: Ich nehme mein Kreuz auf mich. Hilf du mir's tragen. Vorüber, vorüber! Ich reiste Tag und Nacht, bis ich am Ziele war. Dort ging ich hin und forderte mein Recht. — Bin ich nun unglücklich? Man ist nicht unglücklich, wenn man getan hat, was man tun mußte. Meine Bitte hat vielmehr Erhörung gefunden, ich habe mein Kreuz tragen lernen. Wohl habe ich noch kämpfen müssen, aber der Ruhe ist immer mehr geworden. Bin ich vordem durchs Leben gegangen, als trüge ich zwei Seelen in mir, von denen die eine immerfort dem Lichte zustrebte, die andere sich immerfort in die Finsternis hineinziehen ließ, so bin ich jetzt von diesem Zwiespalt erlöst und habe Frieden." Diese Worte, dem Schlusse entnommen, zeigen den hohen, sittlich-religiösen Ernst, der dem ganzen Buche innewohnt. W. Eisen.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Georgst.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 10.

Bremen — Berlin.

4. März 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Der Fall Heyn. 2. Zur Sache. I. — Zur bremischen Kirchenverfassung. — Nachrichten. — Anzeigen

Der Fall Heyn.

2. Zur Sache.

I.

In der Verfügung des Brandenburgischen Provinzialkonsistoriums heißt es zum Schluß:

Der letzte Einwand dagegen, der die in dem Predigtbuche „Der Herr ist der Geist" vorgeworfenen Taktlosigkeiten zum Gegenstande hat, ist von uns als begründet und erheblich erachtet worden. Denn eine größere Anzahl derjenigen Äußerungen, die der Herr Propst als Taktlosigkeiten bezeichnet, wir aber noch schärfer brurteilen, ist, auch dann, wenn man sie im Zusammenhange liest, und auch trotz der Milderung, die sie durch anderweitige erbauliche Darlegungen des Verfassers erfahren, geeignet, die Gemeinde an der Autorität des Wortes Gottes wie an der Bedeutung der Person Jesu Christi und der göttlichen Heilstatsachen irre zu machen, auch Mißtrauen gegen bekenntnistreue Prediger und Behörden zu erwecken.

Wir können daher Herrn Pfarrer Heyn nicht zur Probeaufstellung zulassen und geben dem Magistrat anheim, usw.

Es ist Heyn natürlich nicht im entferntesten eingefallen, „die Gemeinde an der Autorität des Wortes Gottes irre zu machen".

In seinem Predigtbuch: Der Herr ist der Geist (Greifswald, Ratsbuchhandlung von L. Bamberg, 1901) sagt er:

S. 42. Auch uns hat sich Gott geoffenbart in seinem Wort. Ja, man kann sagen: Alle uns nicht bloß vorübergehend rührende, sondern wirklich und nachhaltig anfassende Offenbarung Gottes, ist uns irgendwie durch das Evangelium vermittelt. Die Erziehung deiner gottesfürchtigen Eltern, die dir, — o, du kannst ihnen nicht dankbar genug dafür sein, — das köstliche Erbteil ihres Glaubens vermacht hat, sie hat doch nur die ewigen Wahrheiten des göttlichen Wortes wie Samenkörner in deine Seele gestreut. Und das Licht des Geistes, das dich vielleicht hier und da im Gotteshause umleuchtet hat, es ist das heilige Feuer, das in den Diamanten des Evangeliums glüht, wir Diener der Kirche können weiter nichts tun, als die Diamanten in das rechte Licht setzen oder in die rechte Fassung bringen. S. 242. Lies in der Heiligen Schrift, das ist das Wort, das du trotz aller seiner Unverständlichkeiten, Unebenheiten nicht vernehmen kannst, ohne das Wehen eines heiligen unbeugsamen, die Sünde richtenden Gottesgeistes in deinem Herzen zu spüren. S 276. Wichtiger noch als die Bekanntschaft mit den Klassikern unserer Literatur ist die Kenntnis des klassischen Zeugnisses der Gottesoffenbarung in der Heiligen Schrift . . . in ihr hast du die Fülle der Gottesgedanken.

Aber Heyn hat mehr getan, als die Autorität des Wortes Gottes zu predigen, er hat sie verteidigt und geschützt gegen jene Zweifel und Reden, durch die, wegen der Unglaubwürdigkeit, der Unmöglichkeit einzelner Geschichten, wie um der Verschiedenheit des Weltbildes der Schrift und des modernen Bewußtseins willen, der ganze Inhalt der Bibel entwertet, mit den Schalen der Kern ewiger Wahrheiten und Forderungen weggeworfen wird. Er hat diese Verteidigung auf die einzig mögliche Weise geführt, indem er in seinem Vorwort jene Schalen ruhig, klar und sachlich preisgibt, wie sie weithin bis in die Reihen der Orthodoxen preisgegeben werden und hat in den Predigten durch klare und durchaus würdige Hinweise auf die Ergebnisse moderner theologischer Wissenschaft Anstöße an einzelnen Geschichten beseitigt. Auch dafür Beispiele:

Vorrede Seite VI. Es ist Tatsache, daß die Bibel nicht irrtumsloses Gotteswort ist; Tatsache, daß das Alte Testament weder in religiöser Klarheit, noch in sittlichem Ernst auf der Höhe des Neuen steht; Tatsache, daß nicht einmal die drei nach Matthaeus, Markus und Lukas genannten Evangelien, wieviel weniger die sogenannten Bücher des Moses von Anfang bis zu Ende glaubwürdige Berichte von Augen- und Ohrenzeugen sind, sondern vieles nur vom Hörensagen wissen, daß z. B. die Erzählungen von der wunderbaren Geburt Jesu und von den Erscheinungen des Auferstandenen den schwersten kritischen Bedenken unterliegen. . . .

S. 9. Ich bin der Überzeugung, daß viele von den Worten, die Jesus über sein Kommen in des Himmels Wolken gesprochen haben soll, lediglich den Evangelisten auf die Rechnung zu setzen sind, die ihn falsch verstanden haben. —

S. 471. Zu Matth. 24, 15—28. Wieviel von unserem Evangelium wirklich von Jesus herrührt und wieviel auf Rechnung des Evangelisten zu setzen ist, vermag heute niemand mit Bestimmtheit zu sagen.

In seiner Rechtfertigung aber stellt Heyn selbst folgende Anforderungen an die Predigt:

Also darf die Kritik in der Predigt nie um ihrer selbst willen geübt werden, sie muß immerdar unter dem Zweckgedanken des positiven Aufbauens christlichen Lebens stehen, und nur dann hat sie alte Formen zu zerbrechen, wenn diese das Geheimnis und die Größe des Herrn nicht mehr fassen.

. . . sie (die Predigt) hat von sich aus alles zu tun, daß sie Anhänger jeder Richtung, auch dogmatisch anders Denkende, in tiefster Seele erbaue.

Danach dürfte unsere erste Behauptung, daß Heyn nicht im entferntesten daran denkt, ja, daß seine Grundsätze über die Predigt, wie seine Ausführungen durchaus ungeeignet sind, die Gemeinde an der Autorität des Wortes Gottes irre zu machen, richtig sein. Dazu kommt, daß die Gemeinde Heyns durchaus nicht irre gemacht und gestört ist, wie denn die Körperschaften der Jakobigemeinde ihn ihres Vertrauens nach Bekanntwerden der Verfügung versichert haben. Man gibt ja im Fall Fischer soviel auf das Urteil der Körperschaften, man wird also auch hier ihr Urteil beachten müssen. Und ist das pommersche Konsistorium so blind oder so nachlässig, daß es die unheilvollen Wirkungen, die hier als notwendig aus der Predigttätigkeit Heyns kommend festgestellt werden, seit 15 Jahren nicht gemerkt hat? Aber das alles kommt ja durchaus nicht in Betracht. Der Kanon ist im Erlaß gegen Fischer aufgestellt. Wenn bekenntnistreue Gemeindeglieder Anstoß nehmen oder im Fall Heyn Anstoß nehmen könnten, dann greift das Konsistorium ein und „bekenntnistreu" im Sinne der Parteiphrase sind Heyns Begründungen über die Bibel nicht, sie entsprechen nicht den Anschauungen der Kirchenbehörde, — also sind sie Taktlosigkeiten und mehr. —

Wie bei diesem ersten Punkt, steht es bei dem zweiten, daß Heyns Ausführungen geeignet sein sollen „die Gemeinde an der Bedeutung der Person Jesu Christi irre zu machen".

Heyn sagt in einer Predigt über die Hochzeit zu Kana: S. 90. Hier aber mit der Schaffung von 600 Liter Wein soll er etwas getan haben, was ganz und gar nicht nötig war, was doch gar zu sehr nach einem möglichst imponierenden Schauwunder aussieht, was Jesus anderwärts mit der größten Bestimmtheit ablehnt? An und für sich haben wir von den wunderbaren Taten Jesu gar nichts.

Uns verwandelt sich, buchstäblich genommen, kein Wasser in Wein! Uns gibt kein wundertätiger Heiland das Licht der Augen wieder, wenn wir es nach Gottes Willen verlieren sollten. Wir müssen tragen, was uns auferlegt wird. Dennoch behalten diese Wundererzählungen, geistig gefaßt, für uns einen bleibenden Wert. Sie sind Zeichen, sagt Johannes, Bilder für die bleibende innere Wirksamkeit des Herrn.

So hat Heyn allerdings gewisse Wundertaten Jesu auf die Rechnung der Überlieferung gesetzt und die Geschichten als Bilder benutzt, er hat aber auf der andern Seite die Heilungen Jesu anerkannt:

S. 369. „Daran dürfte ja nicht zu zweifeln sein, daß Jesus diesen und jenen Dämonischen tatsächlich geheilt hat."

Seine ganze Predigtsammlung aber ist getragen von dem Wunsche der Verherrlichung Jesu, wie er selbst am Schluß seiner Verteidigung sagt:

Zuletzt bitte ich, mich nicht nach einzelnen herausgegriffenen Sätzen — wer ist unfehlbar? — sondern nach dem Tenor meiner ganzen Predigt- und Berufstätigkeit zu beurteilen, deren Absicht, wie ich ehrlich sagen darf, es ist, dem Herrn Christus den Weg in die Menschenherzen zu bahnen.

Ja, in der Begründung seiner kritischen Stellung zur Schrift heißt es ausdrücklich:

Ich weiß, es ist in keinem anderen Heil als in Christus und danke Gott, daß er mich mit dem Apostel bekennen gelehrt hat: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Über dem Kreuze Jesu vernehme ich die Botschaft: Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit ihm selbst und rechnete ihnen ihre Sünde nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort der Versöhnung. Gegenüber dem Tode und dem Grabe des Heilandes getröste ich mich: Er ist wahrhaftig auferstanden und wird in seinem Geiste bei den Seinen alle Tage sein bis an der Welt Ende. So versuche ich denn, die Gemeinde immer fester zu gründen auf dem einen Grunde, der gelegt ist 1. Kor. 3, 11, 12. Mit aller Kraft und Lebendigkeit muß es der christlichen Gemeinde zum Bewußtsein gebracht werden, daß Christus ihr genaht ist zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung, 1. Kor. 1, 30. Je bewußter aber und energischer die Predigt christozentrisch*) gerichtet ist . . .

Das ist gewiß kein Radikalismus, der aus solchen Worten redet! Aber das ist ja auch ganz gleichgültig: die Auffassung der Person Jesu, wie sie Heyn hat, weicht ab von der der Konsistorialräte — sie darf also nicht laut werden auf einer Kanzel, die unter ihrem Regiment steht.

Die zuletzt zitierten Worte aus Heyns Verteidigung machen es unnötig, die faktische Nichtigkeit des dritten Vorwurfs, betreffend „die Heilstatsachen" einzeln zu belegen, auch hier die gleiche Differenz zwischen der Auffassung des Konsistoriums und der des Pastors.

*) D. h.: Die Bedeutung Jesu zum Mittelpunkt hat und Christi gegenwärtige Bedeutung für das religiöse und kirchliche Leben betont.

Zur bremischen Kirchenverfassung.

Von Dr. O. Veeck.

Die bremische Kirchengeschichte ist reich an heftigen Kämpfen; die Namen Hardenberg, Undereyck in älterer, Nagel, Schwalb in neuerer Zeit, deuten es an. Und die Bürger haben immer lebhaft daran anteil genommen. Jüngst wieder haben die bremischen Prediger Dr. Kalthoff an Martini und besonders O. Mauritz am Dom die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen, Dr. Kalthoff vornehmlich durch sein „Christusproblem", O. Mauritz durch seine Predigten. Steht ein neuer Kirchenstreit in Sicht?

Dazu kommt nun noch ein Ansatz der Kirchlichen Kommission des Senats, eine Organisation der bremischen Pfarrgeistlichen zu schaffen durch Begründung eines Predigerkollegiums der Stadt Bremen, wozu er allerdings vom geistlichen Ministerium eine Anregung empfangen hat. Gerüchte über eine Beschwerde gegen Mauritz wegen seiner Taufformel, die Fälle Fischer, Heyn, Schmalz, die Ablehnung Weingarts in Osnabrück 2c. haben so eine argwöhnische Stimmung in Bremen hervorgerufen, daß der Versuch des Senats, der mit Reaktion auch nicht das mindeste zu tun hat, eine Erregung hervorgerufen hat, von der die Einsendungen in den Zeitungen einen starken Eindruck geben. Selbst die Bürgerschaft hat sich der Sache angenommen und will über diese Neuerung den Senat befragen, auch den Eintritt Bremens in den deutsch-evangelischen Kirchenausschuß, den der Senat als Summepiscopus unternommen, zur Erörterung bringen. — Die Verfassung der freien Hansestadt Bremen sagt § 57, Abs. d: Zum Wirkungskreise des Senats, als der Regierung des Bremischen Staates, gehört:

„Die Ausübung der Rechte des Staats in kirchlichen Angelegenheiten — unbeschadet der Mitwirkung der Bürgerschaft bei der Gesetzgebung, namentlich bei Anerkennung neuer Religionsgesellschaften, — sowie des protestantischen Episkopalrechtes in herkömmlicher Weise, unbeschadet der bestehenden Rechte der kirchlichen Gemeinden." — Nach § 47 hat aber das „Bürgeramt", der Ausschuß der Bürgerschaft, die Verpflichtung: „Auf die Aufrechterhaltung der Verfassung, der Gesetze und Staatseinrichtungen fortwährend zu achten und, wenn es Mängel oder Beeinträchtigungen wahrnimmt, der Bürgerschaft deshalb zu berichten." Indem der Senat die bremische Kirche dem deutsch-evangelischen Kirchenausschuß angegliedert hat, könnte darin allerdings eine Veränderung des Rechtszustandes gefunden werden, der nicht ohne Anhörung der Bürgerschaft hätte geschehen dürfen, auch wenn den einzelnen angeschlossenen Landeskirchen die kirchliche Gesetzgebung und die Erhaltung ihres Bekenntnisstandes vorbehalten blieb. Der Senat hat aber auch über den Anschluß keine Synode gehört, denn eine solche gibt es hier nicht, sondern nur eine, die liberalen Gemeinden umfassende „Kirchenvertretung", welcher der Senat keinerlei Rechte eingeräumt hat. Der Senat hat auch die Kirchenvorstände der Gemeinden nicht befragt, „deren Geschäftskreis allgemein alle kirchlichen Angelegenheiten umfaßt". Man kann daraus erkennen, wie notwendig ein Organ ist, das dem Senat in kirchlichen Angelegenheiten Gutachten erteilen würde oder sein Kirchenregiment betrachten könnte. Natürlich keine Geistlichensynode, wie manche Kreise sie jetzt zu fürchten scheinen, sondern eine „Kirchenvertretung" (da „Synode" ja hier verpönt ist), in der die Geistlichen nur ein Drittel der Mitglieder bilden dürften. Denn nicht jede Synode oder „Kirchenvertretung", wie doch etwa schweizerische oder badische Vorbilder zeigen, braucht schon ein Mittel zur Unduldsamkeit zu werden. Auf bremischem Boden ist es ausgeschlossen, daß ein Zwang ausgeübt werden könnte, den ja auch die Satzungen der noch bestehenden „Kirchenvertretung" von vornherein ausschließen. „Fragen des Glaubens und Angelegenheiten der Gemeinde" hätte auch das Predigerkollegium nicht zu behandeln.

Der § 1 des Entwurfes der Satzungen für „das Predigerkollegium der Stadt Bremen", welcher von den Delegierten des Ministeriums, des Domkollegiums und der, keinem dieser beiden Kollegien angeschlossenen Prediger vorberaten worden ist, lautet: „Das Predigerkollegium der Stadt Bremen besteht aus den sämtlichen ordentlichen Predigern der evangelischen Kirchengemeinden in der Stadt Bremen. Die Mitgliedschaft beginnt, sobald der erwählte und vom Senate berufene Prediger einer Gemeinde in sein Amt eingeführt worden ist und die Senatskommission für die kirchlichen Angelegenheiten von dieser Einführung den Vorstand des Predigerkollegiums benachrichtigt hat."

Die Gegner der neuen Organisation könnten argumentieren: Der Senat schafft ein neues Recht; die Teilnahme am Predigerkollegium ist keine freiwillige, sondern mit der Berufung dem Prediger auferlegte. So wäre also wiederum nach dem oben angezogenen Paragraphen der Verfassung die Bürgerschaft zu hören? Andererseits fordert der Senat,*) als Regierung des Bremischen Staates, das protestantische Episkopalrecht und hat es bisher ausgeübt. Er macht in den Berufungen der Prediger sein Episkopalrecht geltend: „. . . Wir rechnen ferner auf Ihre willige Befolgung der in Unserem Freistaat für die kirchlichen Verhältnisse bestehenden oder von Uns vermöge des Uns zustehenden Episkopalrechts etwa zu treffenden liturgischen oder sonstigen Anordnungen.

*) Die „Vossische Zeitung" berichtet unrichtig, wenn sie sagt: „Die freie und Hansestadt Bremen ist ein deutscher Staat, dem dasjenige fehlt, was man ein evangelisches Kirchenregiment nennt." Auch viele andere Urteile jenes Artikels sind unbegründet.

Zu diesen letzteren rechnen Wir namentlich, daß Sie auf desfallsige besondere Aufforderung des Senats oder der dazu befugten Behörden Sich, sei es allein oder in Ihnen anzuweisender kollegialischer Verbindung, zur Teilnahme an solchen Funktionen bereit finden werden, zu deren zweckmäßiger Wahrnehmung es der Mitwirkung oder Aushülfe wissenschaftlich gebildeter oder kirchlich ordinierter protestantischer Geistlichen bedarf, als Ordinationen, Prüfungen von Predigern, Kandidaten und Schullehrern, Aufsicht auf kirchliche oder Schulanstalten, gemeinschaftliche amtliche Beratungen, liturgische Ausarbeitungen, Erteilung von Gutachten und Abstattung von Berichten in kirchlichen Angelegenheiten 2c."

Offenbar fällt die Tätigkeit des Predigerkollegiums ganz in den Bereich der oben namhaft gemachten Obliegenheiten eines berufenen bremischen Geistlichen. Der Geistliche nahm diese Berufung an und ist ihr also Gehorsam schuldig. Ganz gewiß kann der Senat aus dieser Berufungsurkunde sein Recht ableiten, jeden Geistlichen in die neu geplante kollegialische Verbindung einzuweisen, wobei wir allerdings betonen müssen, daß nach altem bremischen Kirchenrecht keine liturgischen Anordnungen getroffen werden können vom Senate ohne Anhörung des Ministeriums, und daß eine neue liturgische Anordnung jedenfalls auch der Gemeinde nicht zwangsweise auferlegt werden könnte. Überhaupt bedürfte es einer genaueren Definition, in welchem Umfang der Senat noch das Episkopalrecht glaubt beanspruchen zu können. Der Tenor der Berufungsschreiben scheint mir aus einer Zeit zu stammen, in welcher noch keine „Kirchlichen Ordnungen" oder „Verfassungen" der Gemeinden bestanden, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dem Senate nicht ohne einiges Widerstreben abgerungen wurden.

Durch die geplante Reform würde das „Venerandum Ministerium" aufhören, die älteste geistliche Behörde (bestehend aus den Predigern der altstädtischen Parochien von U. L. Frauen, Martini, Ansgarii, Stephani und der älteren Vorstadtskirchen St. Pauli, St. Remberti, St. Michaelis), welches noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts den Rang unmittelbar nach dem Senat in allen Religionsangelegenheiten hatte, ohne dessen Meinung gehört zu haben der Senat keine wichtigeren Änderungen in kirchlichen Dingen vornahm. Ich würde das bedauern, aber tragen.

Das Ministerium ist durch Streitigkeiten in seinem Schoße im 19. Jahrhundert sehr geschwächt worden und hat nur mehr einen Schatten seines früheren Einflusses. Seine alten Mitglieder würden, wenn das Predigerkollegium eingesetzt würde, nur noch ein paar Kassen und Stiftungen zu verwalten haben. Nachdem ich mich viele Jahre mit der bremischen Kirchengeschichte beschäftigt und an kirchlichen Reformversuchen mich beteiligt habe, komme ich für mich zu dem Schlusse, daß der Senat gute Gründe gehabt hat, dem deutschen evangelischen Kirchenausschusse beizutreten und daß unsere kirchliche Selbständigkeit dadurch ebensowenig gefährdet wird, wie unsere Verfassung durch den Anschluß an das Deutsche Reich. Indem er eine Anregung des Ministeriums aufgenommen und die Hand zur Gründung eines Predigerkollegiums geboten hat, nimmt er nur eine alte Ordnung wieder auf, die jahrhundertelang bestand, und tut etwas, womit er dem kirchlichen Frieden dienen kann. Wer sich von diesem Kollegium freiwillig ausschlösse, beraubte sich und seine Gemeinde des gebührenden Einflusses. Wenn die Freiheit des Glaubens angefochten würde, was ja nach den Statuten ausgeschlossen ist, würden die Liberalen auch im Predigerkollegium stark genug sein, sie zu verteidigen. Wir sind aber auch duldsam genug, da wir auf unserem Schild den Ehrennamen „liberal" führen, um andere nicht bloß ertragen, sondern schätzen zu können, die für eine große Sache ehrlich und aufrichtig mit uns arbeiten wollen, wie sie es bestimmt erklärt haben. Wenn wir das nicht wenigstens versuchen wollten, würden wir unchristlich und unsozial handeln.

Zum anderen ist zu bedenken, daß von 27 Pfarrern der Stadt 15 der positiven Richtung angehören und kräftige, blühende Gemeinden hinter sich haben, deren Glieder auch bremische Bürger sind, deren Mitwirkung in kirchlichen Dingen auch für das Allgemeinwohl von Bedeutung ist. Man bedenke nur, wie viel wohltätige Anstalten sie begründet haben! Es sind auch Bremer unter den „positiven" Bürgern, und Pfarrern, welche die bremische kirchliche Freiheit schätzen gelernt haben und sich verpflichten, indem sie die Statuten annehmen, den Glauben der anderen zu achten.

Ich betrachte das Predigerkollegium nur als eine Vorstufe oder als Unterbau zu einer Kirchenvertretung, die neu zu begründen wäre auf dem Statute der noch bestehenden. In anbetracht des in Aussicht stehenden großen Wachstums unserer Stadt wird es mannigfache kirchliche Aufgaben geben, die eine Gemeinde allein, auch ein christlicher Verein allein, nicht lösen können. Wenn ein Versuch, die Kirchenvertretung zu erneuern, der im Werke ist, nicht gelingen würde, könnte der Senat in wichtigeren kirchlichen Angelegenheiten die Bauherren und Pastoren der Gemeinden zusammenberufen, um deren Gutachten einzuholen. Diese Verbände wären zu einem Gutachten in kirchlichen Dingen besser befähigt, als eine politische Körperschaft, wie die Bürgerschaft ist, die freilich zu befragen ist bei neuen Kirchengesetzen. —

Den Gesinnungsgenossen im Reich können wir sagen, daß der Senat nicht daran denkt, die kirchliche Freiheit zu beschränken, daß die Gemeinden die Freiheit ihrer Geistlichen stets schützen werden. Die Freiheit wächst, wenn wir den rechten Gebrauch davon machen, durch Mißbrauch wird sie gefährdet und aufgehalten. Ein unkirchlicher Radikalismus wird dem Fortschritte des Liberalismus darum hinderlich, weil er die „Positiven" fester zusammenkittet und die ruhigeren Elemente in der eigenen Partei abstößt oder den anderen in die Arme treibt. Darum bedauere ich auch den Artikel Steudels zum Falle Fischer in dem „Freien Wort", wodurch er nur die Aktion derer schwächt, die früher für ihn und mit ihm gekämpft haben. Was aber soll man dazu sagen, daß er die um ihr Recht und um Gleichberechtigung in der preußischen Landeskirche kämpfenden Gesinnungsgenossen, die auf dem Grunde des Evangeliums stehen bleiben wollen, den geknechteten russischen Arbeitern zu vergleichen wagt, die, ein Zarenbild vor sich hertragend, niedergeschossen werden! Gibt es innerhalb des Christentums und des Protestantismus keine Freiheit? Sind die alle Knechte, die auf dem Grunde des Evangeliums von der Freiheit der Kinder Gottes stehen bleiben wollen, wie es doch auch die Heroen unseres Volkes getan haben? Wir werden den Rat Steudels nie annehmen, uns außerhalb des Christentums zu stellen und aus der Kirche auszutreten, weil wir sie zur freien deutschen Volkskirche ausbilden wollen. Und trotzdem werden wir freie Männer bleiben.

Nachrichten.

Universitäten. Propst Becker in Kiel wurde von der theologischen Fakultät in Rostock zum Doktor der Theologie ernannt. — Pastor Angar von St. Thomas in Berlin promovierte in Berlin zum Licentiaten der Theologie.

Österreich. In der evangelischen Kirche zu Vahring wurden 47 deutsch-nationale Studenten aufgenommen, nachdem über 160 aus der römischen Kirche ausgetreten waren. — Wie lebendig, stark und tiefernst muß die Arbeit der evangelischen Kirche in Österreich sein, um alle diese neuen Protestanten mit der ganzen Fülle protestantischen Glaubenslebens zu durchdringen. — Am 2. Februar haben sich nach der „Chronik" die tschechisch-evangelischen Kirchen in Cisleithanien (die reformierten, lutherischen und die Herrenhutergemeinden) zur Konstanzer Union zusammen-

geschlossen und den Arbeitstag der evangelischen Tschechen gehalten mit der Behandlung des „Verhältnisses der Intelligenz zur Kirche und Religion“. Der Name soll an die erste evangelische Bewegung unter Huß erinnern, „die religiösen und kulturellen Interessen des tschechisch-evangelischen Volkes und die Grundsätze der Reformation“ sollen durch „Organisation der Arbeit, Versammlungen und Vorträge, Publikationen, freundschaftliche Beziehungen zu verwandten Organisationen im In- und Auslande und unentgeltlichen Rechtsschutz in konfessionellen Streitigkeiten gepflegt werden.

Jugendpflege. Unsere Leser entsinnen sich der Verhandlungen in der zweiten Sektion des Berliner Protestantentages und des Referates von Classens, Nr. 48, wie seiner Thesen in Nr. 38 der Beilage und seines vorbereitenden Aufsatzes in Nr. 37, 38. Im „Kirchl. Anz. f. Württemberg“ bespricht Otto Gerock nach eigener Beobachtung dies Unternehmen als vorbildlich und weist gleichzeitig auf das Unternehmen des Pfarrers Clemens Schulz in Hamburg-St. Pauli hin, von dem bald ausführlich die Rede sein wird.*) Trefflich sind die Grundsätze, die Gerock am Schluß seines Berichtes für derartige Bestrebungen zusammenstellt und gleichzeitig die notwendigen Unterschiede solcher Arbeit von der sog. Inneren Mission klarlegt. Es heißt da Nr. 8, S. 59:

In beiden Hamburger Kreisen, Volksheim und St. Pauli-Gemeinde, ist im wesentlichen ein und derselbe Geist. Verschieden nüanciert sind beide Bestrebungen im Zutrauen zur organisierten Kirche: Im Volksheim ist es geschwunden, in St. Pauli an Sulzes Ideal neu erstanden. Je nach den Verhältnissen wird die eine oder die andere Form mehr wirken, — so ist es ein Verhältnis der Ergänzung. Gegenüber der Inneren Mission grenzt sich die ganze Bewegung deutlich ab: jene hat ihre große kirchengeschichtliche Aufgabe in der Heilung und Stärkung der an Leib oder Seele Schwachen, Kranken, Gesunkenen. Eben weil sie darin groß ist, so ist sie auf die Aufgaben der Normalerziehung, der sozialen Verständigung und der Apologetik nicht zugeschnitten. Denn beide Arten von Aufgaben sind zu verschieden voneinander, als daß beide von einer Geistesrichtung gelöst werden könnten. Nicht mit der für normale Menschen verletzenden Voraussetzung, es mit Schwachen zu tun zu haben, geht die Hamburger Richtung an ihre Leute heran, sondern sie knüpft ans Gesunde und Starke im Menschen an, mit einem fröhlichen Vertrauen darauf, daß unser Volk, unsere Jugend insbesondere, im Kern noch unverdorben und ungebrochen ist — und die schönsten Erfolge lohnen diesen Optimismus. Diese Voraussetzung ist nicht weniger christlich, ja sie ist echter evangelisch, als die entgegengesetzte in ihrer falschen Verallgemeinerung. Der Voraussetzung entsprechend sind auch die Mittel andere: neben freundschaftlicher Hingabe der ganzen Person ist es die ungeschmälerte Darbietung des Höchsten und Besten, was unsere Kultur in sich faßt. Gegenüber dem Fluch der Halbbildung, der vielfach die Bestrebungen der Inneren Mission herabdrückt, stellt diese Bewegung die höchste Bildung in ihren Dienst. Und nur damit ist unserem aufstrebenden Volke gedient. In der Zielsetzung endlich scheint wohl manchem das höchste religiöse Ziel wenigstens beim Volksheim nicht zur Geltung zu kommen. Aber gerade solche Einrichtungen, die frei von religiösem wie von irreligiösem Zwang den religiösen Kräften freie Bahn lassen, sind heute dringendes Bedürfnis. Nicht aufdringlich in den Vordergrund gerückt oder an starre Formen gebunden, sondern als stille wirkende, im gegenseitigen Geben und Nehmen des geistigen Lebensinhalts geübte Kraft kommt die Religion im menschlichen Zusammenleben am besten zu ihrem Recht. Die Wege zur Gesundung unseres Volkslebens, die in Hamburg in diesem Sinne gewiesen sind, können den Theologen viel zu denken geben, sollten aber auch bei uns, wie schon anderwärts, zum Handeln Anregung, Anleitung und Ermunterung werden.

*) Vergl. Hefte der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrt Nr. 23: „Jugendklubs“. Berlin, Heymann, 1904.

In meinem Verlage ist erschienen:
Katholizismus und Ultramontanismus.
Vortrag gehalten im Anschuß an den
Fall Bechstein
von Prof. Dr. Ziller, Vors. d. Zweigvereins Osnabrück des evang. Bundes.
Preis 20 Pf.
J. G. Kisling, Osnabrück.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

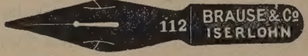
5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Wollsachen
werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. Grünberger Wollweberei G. Allmendinger, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.
Handweberei.

Die Religion des Neuen Testaments
1. Reihe der
Religionsgeschichtlichen Volksbücher
herausgegeben von Fr. Michael Schiele.
1. Band (über 500 Seiten) in Ganzleinen Mk. 3,40.
Inhalt: Vorwort des Herausgebers — Prof. Wernle: „Die Quellen des Lebens Jesu“ — Prof. Bousset: „Jesus“ — Prof. v. Dobschütz: „Das apostolische Zeitalter“ — Prof. Vischer: „Paulusbriefe“ — Prof. Wrede: „Paulus“.
Für die Bezieher der Einzelhefte halten wir Einbanddecken der „Religion des Neuen Testaments“ I. Bd. zur Verfügung samt Titel, Inhaltsverzeichnis und Vorwort des Herausgebers 70 Pfg. (Porto 10 Pfg.)
. . . So spüren wir überall einen heiligen Ernst, eine umfangreiche Arbeit, eine staunenswerte Offenheit. „Hamburger Nachrichten“, 1. II. 1905.
Gebauer-Schwetsche, Druckerei u. Verlag m. b. H., Halle a/S.

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde zu Bremen-Hastedt.
Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.
Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Bremen. Verlag von Carl Schünemann.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik. Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.



Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze. Berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2.— Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

Empfehlenswertes Konfirmationsgeschenk!
Luise Kugler:
Spruchbuch
5. Auflage.
Hochelegant geb. mit Goldschnitt
Mk. 6.—.
In allen Buchhandlungen vorrätig.
Verlag von Carl Schünemann
Bremen.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma Richard Wöpke in Leipzig über neuere Verlagswerke bei. Wir empfehlen denselben der geneigten Beachtung unserer Leser.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.